

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1908

61 (12.3.1908) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 21

Unterhaltungsblatt zum Volksfreund.

Dr. 21. Karlsruhe, Donnerstag den 12. März 1908. 28. Jahrgang.

Ein Stapellauf.

Von Richard Wagner.

Stapellauf! Der Binnenländer denkt natürlich, daß so ein Stapellauf ein recht imponantes Schauspiel sei. Kein Gedanke! Eine ganz nüchterne Geschichte ist's, so nüchtern, daß nicht einmal die Guirlanden, die an dem kalten Schiffsrumpf herunterbammeln und die wie zum Trocknen aufgehängte Zirkuswäsche aussehenden Signalflaggen, die das provisorische Holzdeck des Schiffstauflings beleben sollen, eine festliche Stimmung hervorbringen können. Eine Seiltänzerrevue auf dem Marktplatz eines Schwarzwalddstädtchens ist unterhaltender und bietet ein malerischeres Bild als ein Stapellauf. Dennoch hat die Dekorationspolitik des wilhelminischen Zeitalters auch die Stapellaufe zu Prunkstücken der Massenhygiene gemacht, die man zur Erweckung hurrapatriotischer Begeisterung unbedingt nötig zu haben glaubt. Ja, man hat sogar in enger Anlehnung an religiöse Gebräuche einen förmlichen Ritus geschaffen, nach dessen Katechismusparagrafen sich Schiffstaufe und Stapellauf zeremoniell abzuspielen haben. Ein ungeheurer Apparat ist aufgezogen und die Kosten, die eine Schiffstaufe verursacht, stehen im richtigen Verhältnis zu den sich auf viele Millionen belaufenden Kosten des Täuflings, was viel heißen will.

Ganz besonders kostspielig war die Taufe des jüngsten Mitgliedes der teuren Familie, die sich deutsche Kriegsflotte nennt. Diese niedliche Kleine, die noch im Säuglingsalter steht und wie ein Widelfind hilflos in ihrer Wiege liegt, die man Trodenock nennt, erblickte in der Welt zu Wilhelmshaven das Licht der Welt. Sie zeichnete sich von den anderen Familienmitgliedern durch ihren ungeheuren Leibesumfang aus. Sie ist nämlich von allen fertigen Kriegsschiffen der Welt das zweitgrößte und steht mit rund 18 000 Tonnen Wasserverdrängung dem berühmten englischen Dreadnought, der die „kleine Lada“ von 18 200 Tonnen verdrängt, kaum nach.

Natürlich mußte die Taufe dieses Kolosses besonders prunkvoll, was so viel wie besonders teuer heißt, gestaltet werden. Ein halbes Dutzend kaiserlicher Automobile, der halbe Marsfall, eine ganze Remise kaiserlicher Galaschiffen und eine kriegsstarke Kompanie von Hoflakaien und Hofkallknechten kam per Achse aus Berlin. Auf dem Wasserwege kamen aus Kiel einige Kriegsschiffe, um dem sonst meist ganz schiffslosen Kriegshafen der Nordsee den Charakter eines Wasserfriedhofes zu nehmen. Schließlich ging noch der mächtige Panzer „Deutschland“ vor Anker, der von Wilhelm II. gegenwärtig mit Vorliebe als schwimmende Hofburg benutzt wird. Als glücklicher Vater des Riesentäuflings war Wilhelm II. mit einem umfangreichen Gefolge selbst erschienen und als Taufpaten waren die badischen Landesherren und der kinderlose Landesfürst von Holland geladen worden. Die kleine 18 000 Tonnen dicke Wasserneige sollte nämlich den Namen Nassau erhalten, nicht etwa den bekannten Nassauern zu Ehren, sondern um der Welt, wie der Taufredner pathetisch sagte, die Taten des ruhmreichen Hauses Oranien zu künden, also gewissermaßen mit der Oranienburger Seife zu konkurrieren.

Eine so bedeutende Haupt- und Staatsaktion mußte sich sogar die Wilhelmshavener Bevölkerung ansehen, die sonst ziemlich abgedrückt gegen maritime Schaupiele ist und, so merkwürdig es dem Binnenländer klingen mag, nur an Ausnahmetagen den an ihre Deiche postenden blanken Hans, die stürmische Nordsee, zu sehen bekommt. Wenn sich der Karlsruher einmal den Wilhelmshavener Seewind um die Nase wehen lassen könnte, würde er es allerdings nur zu begreiflich finden, daß man eben nur dann an dem Meeresstrand geht, wenn man unbedingt muß. So sahen denn bei dem Stapellaufe gar viele Wilhelmshavener das Meerwasser in diesem Jahre zum erstenmale wieder. Und noch dazu war es nicht das grüne, klare, herrliche Meereswasser der offenen See, sondern die graugelbe Brühe des von den Werftmauern umschlossenen Bauhafens. Sehen auch wir die Schifferräude mit solidem Sturmbande auf — ein Gut würde gar bald Luftballonsgrößenwahn bekommen und uns schände

habenfliegen — und wideln uns in einen dicken Winterüberzieher, um mit einer auf den Redaktionstisch geworfenen Eintrittskarte — die Karten werden eigentlich nur an gefinnungstüchtige Staatsstößen ausgegeben — uns nach der Werk durchzulancieren. Es regnet tüchtig, so hübsch von der Seite her; aber ein Regenschirm würde seinen Zweck haben, weil unter den Windverhältnissen der Wasserlante die Schirme nicht lenkbar sind, sondern immer nach einer Richtung streben, die der, die man selbst einschlagen will, diametral entgegengesetzt ist.

Wir gehen also durch das Haupttor der gewaltigen Werftanlagen, wo sich die Schutzmannschaft ganz Norddeutschlands zusammengefunden hat und uns bis zu dem nichts weniger als trockenen Bettlein des kleinen Täuflings Spiekruten laufen läßt. Gelling nennt man dieses Bettlein; es ist ein großes, nach dem Bauhafen offenes Wasserbassin und der Stapellaufer liegt schon mitten im Wasser; denn mitten im Wasser hat er das Licht der Welt erblickt, nur mit dem Vorberteil zeigt er klein wenig am Lande auf, auf einer gut mit Schmierseife bestrichenen Holzrampe, von der er heruntergezogen werden soll. Und eben dieses Herunterziehen ist der Stapellauf.

Der Täufling hat die Gestalt eines riesigen Kohlentafels, der oben grau und unten rot angestrichen ist. Hinterteil und Mitte sind ohne alle Fenster und Läden. Nur an dem erhöhten Vorberteile sind einige Luftlöcher angebracht. Der ganze Koloss, der immer noch völlig leer und nur mit einem provisorischen Holzdeck versehen ist, besteht in seinem ganzen ungeheuren Umfange aus zusammengewinkelten Panzerplatten, die Herr Krupp von Bohlen-Hollbach geliefert und den deutschen Steuerzahlern mit Apothekerprofit in Rechnung gestellt hat. Von den Werftarbeitern, die die Platten genietet haben, wissen wir, daß an dem Hinterteile die Arbeit nicht fertig geworden ist und man statt der Eisennägel rasch Holzbolzen eingeschlagen hat. Der Täufling ist also gewissermaßen eine Frühgeburt, die in unfertigem Zustande zur Welt gekommen ist. Aber der Vater hatte nun einmal den Tauftag festgesetzt und dem mußte sich der Täufling fügen. Oelfarbe ist ein gar verschwiegenes Ding. So dick überstrichen sind die trügerischen Holzbolzen, daß auch das kundigste Auge nichts unterscheidet kann. Das alte Sprichwort mundus vult decipi (die Welt will betrogen sein) scheint noch nicht veraltet zu sein.

Draußen im neuen Hafen liegt die „Ehemeck Deutschland“. Der Seemann kennt nämlich nur weibliche Schiffe und sagt so gar die „Wismar“, er würde auch die „Philii Eulenburg“ fagen und selbst einen Panzerkreuzer „Wülow“, trotzdem es der Reichstangler beschworen hat, daß er von jeder homosexuellen Neigung frei ist, die „Wülow“ nennen. Das „Ehemeck“ S. M. S. = Seiner Majestät Schiff) verfährt er dabei niemals, weniger aus Byzantinismus, als um damit anzudeuten, daß es ein Kriegsschiff ist. Eben schlägt es sechs Klafen, was so viel wie elf Uhr ist. Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige und Wilhelm II. ist sehr pünktlich. Kaum ist der letzte Schlag verhallt, da verkünden schon die Hurrarufe der Ehrenkompanie und der Spalier bildenden Matrosen, daß der Vater des Täuflings erschienen ist. Er steigt in die für ihn errichtete Tribüne, während die Taufpaten mit dem Taufredner, dem Oberpräsidenten von Hessen-Nassau, auf die Taufzangel Hettern.

Wir haben schon sehr lange keine Taufpredigt mehr gehört meinen aber, daß der Pastor die Täuflinge nicht persönlich anrede und mit dem traulichen Du ermahne, ein christliches Leben zu führen. Das ist auch ganz vernünftig, da der Säugling doch kein Wort von der Predigt verstehen kann. Ein Schiff ist gescheitert als so ein dummes neugeborenes Menschenkind, das versteht jedes Wort, weshalb es auch von dem Taufredner persönlich mit dem traulichen Du angesprochen und in herzlichen Worten über das, was es zu tun und zu lassen hat, aufgeklärt wird. Sogar in der Weltgeschichte ist es schon gut beschlagen; denn der Redner appelliert an seinen Ehrgeiz und hält ihm vor Augen, daß es an das erlauchte Geschlecht der Nassauer erinnern soll das in der Weltgeschichte manch ruhmvolles Blatt füllt.

Nach der Rede kommt die Taufe. Bei der das Wort „Wasser“ tuts freilich nicht! sehr zu Ehren kommt. Damit der kleine

auch nur einigermaßen zuverlässigen Inhalt dafür. Manche Kühner legen eben nur längliche (z. B. Italiener), andere nur ovale, große Eier, (Spanier), und wenn die eine oder andere Form nur Hühnchen bringen sollte, so würden ja die einen Hennen stets lauter Hühnchen und die anderen stets Hühnchen produzieren, was ja der Erfahrung widerspricht.

Literatur.

(Alle hier angekündigten Bücher und Zeitschriften sind durch unsere Buchhandlung zu beziehen. Alle Bestellungen werden prompt ins Haus geliefert; bei Bestellungen von auswärts wird erlucht, das Porto beizufügen.)

Eine Karl Marx-Schrift für die Jugend. Die März-Nummer der „Arbeitenden Jugend“, Organ der freien Jugendorganisationen Deutschlands, ist soeben als Karl Marx-Gedächtnis-Nummer erschienen. Das Titelbild ziert ein schönes Porträt des Vorkämpfers des Proletariats. Ein bibliographischer Artikel aus der Feder von Binarsky-Wien schildert die Bedeutung Marx' für die Jugend. Ein Artikel von Dr. Max Adler-Wien erläutert die materialistische Geschichtsauffassung, während Henriette Holland-Holst „Marxismus und Kritik“ behandelt. Lehreiche Zitate aus Marx' Werke führen den Leser in die Marx'sche Theorie ein. Die Nummer kostet 10 Pf., in Partien 7 Pf. und ist zu beziehen durch den Verlag: Berlin C. 2, Stralauerstraße 13/14, III.

Gesundheitspflege für die Jugend von Dr. J. Weigl. Verlag von Ph. L. Jung, München. Preis 30 Pf., bei 100 St. à 27 Pf., bei 500 St. à 24 Pf., bei 1000 à 20 Pf. Der in weitesten Kreisen bekannte Münchener Schularzt und Volkshygieniker Dr. J. Weigl gibt mit vorliegender Arbeit der Jugend ein Nützliches in die Hand, in welchem dieselbe in die Grundregeln einer richtigen Gesundheitspflege eingeführt wird. Der billige Preis von 30 Pf. ermöglicht die weiteste Verbreitung.

Von den „Sozialistischen Monatsheften“, die jetzt bekanntlich alle 14 Tage erscheinen, ist soeben das 5. Heft des 14. Jahrgangs erschienen. Aus dem Inhalt heben wir hervor: Dr. Conrad Schmidt: Zur Erinnerung an Karl Marx. — Max Schippel: Marxismus und koloniale Eingeborenenfrage. — Eduard Bernstein: Opportunismus. — Dr. Eduard David: Wo steht der Feind? — Wolfgang Heine: Der Entwurf eines Kurpfuschergesetzes. — Paul Göhre: Der Modernismus. — Emmy v. Egidy: Ein neuer Schauspieler. — Wirtschaft von R. Calver. — Politik von M. Schippel. — Sozialpolitik von R. Schmidt. — Kommunalpolitik von Dr. H. Lindemann. — Gewerkschaftsbewegung von E. Deinhardt. — Sozialwissenschaften von Dr. G. Schmidt. — Dichtkunst von M. Hochdorf. — Buchbesprechungen. —

Aus den Witzblättern.

„Wegendorfer Blätter.“
Ahnungsvoll. Richter: „Sie haben den Kläger gleich beim ersten Wort so verprügelt.“ — Angeklagter: „Ja, weil ich schon g'wußt hab', was er hat sag'n woll'n.“

Berkreut. Professor (der sich in einem Restaurant etwas notieren will): „Nur jetzt! Wer soll denn bei diesem Lärm schreiben können?“

Kasernenhofblüte. Unteroffizier (zu einem Rekruten, der beim Schwimmen viel Wasser schluckt): „Nert, wollen Sie bei dem ohnehin niedrigen Wasserstand die ganze Schiffsahrt ruinieren?“

Eine Schenswürdigkeit. Mutter: „Karlchen, du bleibst jetzt hier!“ — Karl: „Ach, Mama, bloß noch eine Viertelstunde laß mich fort; der Kaufmann Müller hat das große Los gewonnen und da gehen wir jetzt ihn ansehen!“

Bestätigung. „So, du meinst, der Gerichtsvolkzieher ist ein so großer Menschenfreund?“ — „Ja, er pflegt immer zuerst das Klavier zu pfänden.“

Böse Erfahrung. Tante: „Hier, Häschen, habe ich dir etwas Gutes mitgebracht. Mach' mal den Mund auf und die Augen zu.“ — Häschen (schreiend): „Mein, nein, nein; so hat der Zahnarzt neulich auch gesagt.“

beginnen. Preis wurde verhandelt. Die meisten der verlassenen und betrogenen Frauen haben Kinder.

Erwärmte Kaffeeische. Zum Erstaunen der Ausländer pflegen die Fische vor den Pariser Boulevardcafés selbst beim ärgsten Schneegestöber besetzt zu sein. Zwar zieht man sich dann tünlichst in die Nähe des Hauses oder einen geschützten Winkel zurück, doch seinen mit einer Tasse „noir“ oder einem Glase Whisky bezahlten Platz auf dem Bürgersteig gibt der Pariser nicht auf. Er liebt seine „Trottoircafés“, die ihm eine prächtige Aussicht über den Strom der Promenierenden gewähren und risikiert lieber eine Erkältung, als daß er darauf verzichtet. Infolgedessen haben einige Cafés jetzt erwärmte Kaffeeische eingeführt. Die Füße der kleinen Marmorkaffe sind nämlich als Feuerbehälter konstruiert, die von Zeit zu Zeit mit Glut gefüllt werden. Die Pariser sind entzückt über diese Idee. Sie sehen ihre feuchten Füße auf den Wärmebehälter, schlagen den Kopf nach oben, trinken eine Tasse besonders warmen und besonders starken Kaffee und genießen das Leben.

Von allen Heiligen verlassen. In dem tschechisch-Alexikalischen „Glas Vidu“ in W u d e i s stand vor der Landtagswahl folgender Wahlaufspruch: „Im Namen Gottes! Heiliger Glaube, Erbe und Patron des Landes Böhmen, bitt' für uns beim Throne Gottes am 20. Februar! Jungfrau Maria, Helferin der Christen, siehe mit uns und verheße zum Siege dem Wenzel Solanský!“ Der heilige Wenzel und die Jungfrau „wählten“ aber anders: Der Alexikalie fiel durch!

Ein originelles Martel. Wie man der „Frankf. Ztg.“ aus dem Allgäu mitteilt, im Garten der Villa des Herrn P. Schiller in Hindelang. Es stammt aus dem Zillertal in Tirol, wo es von dem früheren Besitzer der Villa seiner Originalität halber um einen sehr hohen Preis erstanden wurde. Das Martel ist aus einem starken Brett von Lärchenholz verfertigt, auf dem auf Blech dargestellt wird, wie drei Schafe, ein Kalb und der Hirtenknabe vom Wlch erschlagen wurden. Die darunter befindliche Aufschrift lautet wörtlich:

„Hier liegen begraben, vom Donner erschlagen,
Drei Schaf, a Kalb und a Wua.
Herr, gib ihna d' ewige Rußal
Water unfer.“

Ein enterbter Millionärssohn. Der amerikanische Millionär Noß Winans, der meistens in England lebt, macht bekannt, daß er seinen Sohn, Thomas Winans, enterbte. Thomas Winans verheiratete sich gegen den Willen seines Vaters in Paris mit einer spanischen Schauspielerin. Der Vater hatte ihm mit Entschiedenheit abgelehnt, aber dies hielt den jungen Mann nicht von der Heirat ab. Der Vater setzte ihm keines Einkommen für Lebenszeit aus, erklärte jedoch, daß er seine Millionen anderen Personen hinterlassen werde. Der enterbte Sohn ist das einzige noch lebende Kind des Millionärs.

180 000 Mark für einen Arm. Ein Geschworenengericht in Pennsylvania hat einen jungen Mann die erwünschte Summe als Schadenersatz für einen verlorenen Arm zugebilligt. Der Retreffende hatte sich die Waut heimlich aus dem Hause des Schwiegervaters geholt. Dieser erfuhr davon, verfolgte das Paar und schoß dem jungen Ehemann durch den Arm, der später infolge der Verletzung amputiert werden mußte. Der Schuß kostete dem Schwiegervater nunmehr obige, gewiß nicht bescheidene Summe.

Ratgeber.

Vierschuß.

Ein zu eng geschnittener Bauchgurt ist für Pferde ein ebenso großer Uebelstand, wie für Frauen ein zu eng geschnittenes Korsett. Der vernünftige Kaufherr achtet auf solche Sachen. Mit dem zu stramm zugezogenen Rehlriemen verhält es sich ähnlich. Durch schlechte Zäumung kann dem Pferde das Leben zur Hölle gemacht werden. Es sollte daher unter den Kaufherren und Führleuten eine Ehrenpflicht sein, daß sie mit dem Ladel nicht zurückhalten, wenn sie bei Abregleichen solche Mißbräuche wahrnehmen. Der Bauchgurt darf nicht drücken, aber er darf auch nicht die Vorderbeine wund schuern.

Viehzucht.

Ist im befruchteten Eihner die Art des Geschlechts zu erkennen? Weber die Form noch die Größe des Eies geben einen

Täufing ja kein Abstinenzler wird und sich beigewen an die gewaltigen Alkoholmengen gewöhnt, die in seinen Eingeweiden die dursten Seemannsfehlen durchfließen werden, trüffelt man kein klares Wasser auf sein Haupt, sondern gießt eine Flasche Seltz auf seinen kahlen Schädel. Die badische Landesmutter erlebte diesen Teil des Kaufaktes mit unlegbarem Geschick, wofür sie das gesinnungstüchtige Publikum hochleben ließ.

Nun kam der Stapellauf. Hundert Arbeiter, die in Arbeitergala, das heißt im öligen Arbeitsanzug ohne Federbusch und Epaulettes, auf dem Deck standen, zogen mit hörbarem Ruck an einem straff gespannten Seile und langsam rutschte der Täufing in sein Element, wo er sofort von zwei hilfsbereiten Anmen, zwei kleinen Bugdampfern, in Empfang genommen und in sein Wiegenbetchen, ins Trodendock, gebracht wurde, wo erst die Hauptarbeit beginnt.

In altpreußischer Einfachheit wurde die Taufe nicht mit einem großen Feitschmause, sondern nur mit einem bescheidenen Frühstück gefeiert, es gab nichts weiter als Windorfsuppe, Steinbutt, Lammrücken, Hummer, getrüffelte Masthühner, Kompott, Salat, Ananas, Butter und Käse, Obst und Kaffee. Dabei erholten sich die taufenden Herrschaften von ihrer Anstrengung. Die Arbeiter, die den Täufing gebaut, wurden mit frischer Seeluft bewirtet, die ihnen ausgezeichnet geschmeckt und nicht das geringste Magenbrücken verursacht haben soll. Da das badische Mutterländchen nicht lange regierungslos bleiben darf, fuhren die badischen Landeseltern direkt nach dem Frühstück wieder nach Karlsruhe zurück, um dort wieder den auf einige Tage verwaisten Thron zu besteigen und nach der ungewohnten Taufarbeit die gewohnte Regierungsarbeit wieder aufzunehmen.

„Warum unterlassen heute so viele Mütter das Stillen?“

Am Donnerstag, den 5. ds. Mts., sprach im Deutschen Verein für Volkshygiene in Karlsruhe Herr Dr. med. Peter Mannheim über dieses Thema. Redner führte ungefähr folgendes aus: Es ist eine traurige Tatsache, daß heute viel weniger Mütter ihrem Kinde die Brust reichen wie in früheren Generationen: bedauerlich ist diese Erscheinung deshalb, weil unsere Neugeborenen dadurch in weit größerer Häufigkeit als früher der natürlichen Ernährung und damit der größeren Aussicht auf eine gesunde Entwicklung beraubt werden. Ein jeder, dem die Wohlfahrt unserer Kinder am Herzen liegt und der, sei es durch Beruf, sei es durch Neigung oder, was das häufigste sei, durch beides veranlaßt, sich der kleinen Wesen annimmt, wird bemüht sein, diesem traurigen Uebelstande abzuhelfen. Es drängt sich hier nun in erster Linie die Frage auf: warum unterlassen so viele Mütter das Stillen? Denn mit der Erkennung der Ursachen für das häufige Nichtstillen wird dann auch der Weg deutlich sichtbar sein, der zu den früheren natürlichen Verhältnissen wieder zurückführt.

Die falsche Ansicht von der „zunehmenden Unfähigkeit zum Stillen“ kann nicht entschieden genug bekämpft werden, weil sie außerordentlich schädlich auf die Bestrebungen für das Selbststillen der Mütter zurückwirkt. Und wenn man weiter sagt, daß die Unfähigkeit zum Stillen von der Mutter sich auf die Tochter vererbt, so widerspricht auch diese Behauptung der täglichen Erfahrung. Allerdings etwas vererbt sich sehr leicht von Mutter auf Tochter: die Anlust zum Stillen. Es muß die feste Ueberzeugung bei unseren heutigen Müttern wieder Platz greifen, daß sie ebenso gut stillen können wie die Frauen früherer Zeiten, wenn es nur an dem nötigen Willen nicht fehlt. Es besteht kein Zweifel darüber, daß die Anzahl der Mütter außerordentlich gering, ja fast verschwindend ist, die bei sachverständiger Beratung nicht imstande wären, ihrem Kinde, wenigstens durch einige Wochen und Monate, die Brust zu reichen. Unter sachverständiger Beratung ist ausschließlich diejenige durch den Arzt gemeint; nur dieser ist imstande, über die Stillfähigkeit einer Frau zu entscheiden, und nur der Arzt vermag die schwere Verantwortung für eine solche Entscheidung zu übernehmen.

Es soll deshalb eine Mutter, die gewillt ist, ihr Kind zu stillen, die Stillversuche nicht aufgeben, ohne vorher eine ärztliche Entscheidung angerufen zu haben.

Die Beschwerlichkeiten beim Selbststillen werden meist außerordentlich überschätzt; der Zwang, den das Stillen der Mutter auferlegt, ist nicht so schlimm wie es aussieht. Die Sorgen bei

der Ernährung an der Flasche sind weit, weit größer. Es ist ja eine allbekannte Tatsache, daß Brustkinder viel seltener erkranken als Flaschenkinder, und daß, wenn sie einmal erkranken, sie weit sicherer die Krankheit überstehen als künstlich genährte Säuglinge. Für eine Mutter, die an eigenen Kindern ihre Erfahrung gemacht, für einen Arzt, den es die tägliche Beobachtung lehrt, wird es keinen Augenblick zweifelhaft sein, daß die Ernährung mit der Flasche (und auch durch die Amme) unvergleichlich mehr Sorgen und Unbequemlichkeiten macht als das Selbststillen. Der Glaube an die Gleichwertigkeit der künstlichen und der natürlichen Ernährung ist eine weitere, sehr wichtige Ursache für das Nichtstillen. Die letzten Jahrzehnte haben uns in Bayern über Kinderernährung allerdings ziemlich große Fortschritte gebracht. Leider ist aber nicht zu verkennen, daß diese Fortschritte beim Publikum viel zu sehr überschätzt werden. Es konnte daher nicht ausbleiben, daß gerade in den letzten Jahren eine Gegenbewegung gegen jene Ueberhöhung insoweit einsetzte, als von sachverständigen Kreisen der große Vorsprung immer mehr wieder betont wurde, den die Ernährung an der Brust vor der an der Flasche voraus hat; und es kann mit Genugtuung festgestellt werden, daß die Propaganda für das Stillen in jüngster Zeit einen erfreulichen Aufschwung genommen hat.

Wenn die Statistik z. B. zeigt, daß ungefähr zehnmal — im Sommer sogar bis zu fünfundsanzigmal — mehr Flaschenkinder sterben als Brustkinder, daß mithin eine Mutter, die ihren Säugling künstlich ernährt, diesem elfmal weniger Aussicht bietet, das erste Jahr zu überleben, als wenn sie ihm die Brust reicht — sollte da eine Frau noch wagen, darauf hinzuweisen, daß auch an der Flasche die Kinder groß werden? Wer gibt ihr denn die Sicherheit, daß ihr Kind nicht zu den elfmal mehr Kindern gehört?

Nicht selten unterbleibt das Stillen, weil die Frau im voraus weiß, daß sie aus beruflichen oder anderen zwingenden Gründen doch bald mit dem Stillen wieder aufhören muß, und weil sie meint, daß es sich wegen dieser nur kurzen Zeit gar nicht lohnt, überhaupt mit dem Stillen anzufangen. Diese Ansicht ist nicht nötig; jede Woche, jeden Tag, den ein Säugling länger die Brust erhält, bedeutet für ihn einen Gewinn. Die Ernährung an der Brust auch nur während der Dauer der ersten Lebenswochen bringt für das Neugeborene unschätzbaren Nutzen mit sich.

Ein weiteres Motiv, das Stillen zu unterlassen, bildet für eine Anzahl von Müttern die Ungewißheit, ob es zweckmäßig ist, dem Kinde neben der Brust — falls diese nicht ergiebig genug ist — noch die Flasche zu reichen, oder ob es in einem solchen Falle überhaupt nicht besser wäre, ausschließlich die Flasche zu geben. Dieser Ungewißheit muß die sichere Erkenntnis entgegengestellt werden, daß selbst die geringste Beigabe von Muttermilch neben der künstlichen Ernährung von außergewöhnlichem Werte für das Kind ist. Die gleichzeitige Ernährung an Brust und Flasche ist aus den verschiedensten Gründen weit besser, als die an der Flasche allein. Allerdings ist diese gemischte („kombinierte“) Ernährung nicht ganz leicht zu regeln, und es empfiehlt sich deshalb, in solchen Fällen beim Arzte Rat und Unterweisung einzuholen.

Der Vortragende schloß seine überzeugenden Ausführungen mit einem warmen Appell an die Mütter und die, die Mutter zu werden hoffen! Gesundheit ist das, was eure Kinder von euch als Erde zu verlangen berechtigt sind. Gebt euren Kindern Gesundheit! Wie ihr dieser heiligen Pflicht nachkommen könnt? Bietet eurem Kinde die Brust. Gleichsam ein zweites Mal werdet ihr dann Mutter eures Kindes; durch die Geburt gebt ihr dem geliebten Wesen das Leben, durch das Darreichen der Brust erhaltet ihr es ihm und gebt ihm Kraft und Stärke, sein Leben erfolgreich gegen Unbilden zu verteidigen.“

Wie in Amerika ein Museum entsteht.

Bisher, so erzählt Clara Rouge in den „Dokumenten des Fortschritts“ — haben in Amerika nicht die Staaten und Städte, sondern die reichen Leute die Kunstmuseen errichtet. Aber der Geschmack der Millionäre sei nicht immer der der anderen Leute, und jedenfalls sei er der Entwicklung einer spezifisch amerikanischen Kunst nicht förderlich gewesen. Nun hat ein Bildnismaler in einem Städtchen von 20 000 Einwohnern versucht, die Masse an der öffentlichen Kunstpflege zu beteiligen: er veranstaltete

eine Ausstellung guter Gemälde, hielt Vorträge über künstlerische Grundfragen, und jeder Besucher hatte das Recht, außer seinen zehn Cents Eintrittsgeld auch seine Meinung darüber abzugeben, welches Bild am besten gefiel. Die Bilder mit den meisten Stimmen wurden angekauft aus den Eintrittsgeldern, und bilden nun den Grundstock der öffentlichen Sammlung. Da jede Eintrittskarte einen Stimmgeld darbot, besuchten diejenigen Bürger, die ihre Stimme beim Ankauf gerne durchsetzen wollten, die Ausstellung recht oft und brachten auch ihre Freunde mit. Das Beispiel ist bereits von mehreren anderen kleinen Städten nachgeahmt worden.

Echt amerikanisch, werden wir sagen. Aber so ganz verdröhelt scheint uns — so bemerkt der „Kunstwart“ — diese neue Art deshalb noch nicht. Gewiß wird eine solche Volksabstimmung allerhand Seltsames zutage fördern, und jedenfalls ein starkes eigenwilliges Talent nicht auszeichnen. Aber darauf kommt es hier, zunächst wenigstens, auch noch gar nicht an. Sondern vor allem darauf, den einzelnen anzuregen, sich mit Dingen und Eindrücken zu beschäftigen, die sein inneres Leben bereichern können, und die vordem für ihn abseits vom Wege lagen, als eine fremde gleichgültige Welt. Die angesammelten Werke mögen so bunt ausfallen, wie sie wollen — nach und nach wird sich die Anschauung von dem, was gut oder schlecht sei, sicher klären und im günstigen Falle von selber dahin führen, sachverständigen Vertrauensleuten mehr Urteil zuzutrauen, als einer blind zusammengewürfelten Menge von Besuchern, die ihr Recht auf Kunstverständnis lediglich den bezahlten 10 Cents zu danken haben.

Aus allen Gebieten.

Kunst und Wissenschaft.

Papa Geis. Am Aschermittwoch ist, wie gemeldet, Papa Geis, der Rektor der Münchener Volksfänger, obzwar kein geborener Münchener, sondern Unterfranke, bei Aschaffenburg daheim, gestorben. Er war ein Herrscher im Reiche des Humors, dessen Ruhm weit über die Stadt hinausgedrungen war, wo immer alte Burgen saßen, die einst in München ein paar lustige Semester erlebt hatten, oder wohin ihn in die Universitätsstädte und Badeorte Mittel- und Norddeutschlands einst seine Sommerfahrten geführt haben. Freilich, das letzte Jahrzehnt, seit sein „Oberpollinger“ abgebrochen war und einem großen Warenhaus Platz machen mußte, lebte er still zurückgezogen in seiner freundlichen Wohnung hochoben im vierten Stock eines Hauses der Altstadt, fern vom Schwarm der Menschen, aber ein freundlicher, stiller Beobachter nach wie vor. Noch trat er ab und zu in den neuen mobilischen Varietés oder in engem Privatkreise auf, zum letztenmal 1904 im Deutschen Theater, überall mit Jubel begrüßt, wo er sich sehen ließ, aber doch nur als ein Gast aus vergangenen Tagen. Schon als sein 60. Geburtstag wie ein echtes Münchener Volksfest begangen wurde, war er nicht in Person, sondern nur im Festspiel, von einem anderen „gemimt“, unter den Feiern. Geis war ein klassischer Volksfänger, der fast vier Jahrzehnte unbestritten als der erste Münchener Volksfänger galt. Fast alle seine Couplets verfaßte er selbst, und wenn man sie sammelte, so würden sie keinen unbedeutenden Beitrag zur Kulturgeschichte der bayerischen Residenz geben. Alle politischen und unpolitischen Vorgänge der letzten Decennien des vorigen Jahrhunderts spiegeln sich darin. Alle Schwächen seiner Münchener finden in ihm einen Satiriker, der ebenso scharf beobachtete, als mit mildem Verstehen zu verspotten wußte. Schlüpfrige Ware liebte er nicht. Sein Erscheinen allein, das liebenswürdige Lächeln auf seinem breiten, bebrillten Gesicht genügte, um alle unter den Mann seiner ursprünglichen Komit zu stellen.

Naturwissenschaftliches.

Die Entstehungsweise der Ruppenform der Berge, wie wir sie namentlich in den deutschen Mittelgebirgen beobachten, ist bisher nicht recht erklärt worden. Auf Grund langer Beobachtungen und Studien gibt Dr. Götzinger in einer sehr umfangreichen Abhandlung „Beiträge zur Entstehung der Berggründenformen“ in Fendts Geographischen Abhandlungen eine anschauliche Erklärung. Die Grab- und Plateauformen der Berggründen, deren Entstehung eine leichtere Erklärung findet, behandelt er im Gegensatz zu den tuppenartig gerundeten Formen unserer Mittel- und Hochgebirge in ihrem Werden. Die vorhandene Vegetation verursacht in diesem Falle bedeutende Schwierigkeiten. Götzinger

weist dabei auf die hervorragende Rolle des im Boden vorhandenen Wassers hin, aus welchem Anlaß er sich noch besonders mit den Quellen nach Entstehung, Tätigkeit und Formen des Auftretens ausführlich beschäftigt. Er bezeichnet als wesentlicher Faktor bei der Rundung der Formen die Rutschungen am Gehänge, die er besonders genau studiert und bis in die Feinbewegungen verfolgt hat. Der zweite und wichtigste Faktor ist nach Götzingers Beobachtungen eine eigentümliche, sehr langsame Abwärtsbewegung des durch die Verwitterung erzeugten Schuttes in den oberflächlichen Schichten am Gehänge hinab, die selbst Transport größerer Brocken bewirken kann. Durch diese Bewegung, die er das Kriechen des Schuttes nennt, werden auch die oberflächlichen Störungen in dem Fallen und Streichen der Gesteinsschichten, die Bildung von sogenannten „Gaten“ usw. bewirkt und eine Masse von Erscheinungen erzeugt, die früher zum Teil als Folgen einer Vereisung angesprochen wurden. Götzinger hat dieses Kriechen des Schuttes nicht nur im Wiener Walde und in den österreichischen Alpen, sondern auch im istrischen Ilyrisch- und Kalkgebiet verfolgt und eine Menge Beobachtungsmaterial von allen diesen Plätzen gesammelt, an dessen Hand die Entstehung der Rückenflächen im einzelnen betrachtet wird. Die vielfach als mitwirkende Ursache behauptete Tätigkeit des Windes kann vielleicht nur in kleinstem Maße zugestanden werden, wesentlich kommt sie jedenfalls nicht in Betracht.

Statistisches.

Vermessung des englischen Volkes. In England besteht seit einigen Jahren ein wissenschaftlicher Ausschuss, der sich mit dem Studium der körperlichen Entartung des Volkes befaßt, und die ihm angehörenden Gelehrten sind jetzt bestrebt, eine großartige Vermessung der Bevölkerung zu organisieren. Es fehlt nur noch an einer Summe von etwa 100 000 Mk., um deren Bewilligung die Regierung angegangen worden ist. Der Plan geht dahin, fortgesetzte Berichte über genaue Messungen der körperlichen und geistigen Eigenschaften des Volkes zu erhalten und auch die Einflüsse der Umgebung, in der die Leute leben, auf die Ergebnisse solcher Messungen festzustellen. Zu diesem Zwecke soll eine Zentralkommission geschaffen werden. Die Volksvermesser sollen in etwa 100 verschiedene Bezirke des Landes gesandt werden und dort je 2000 Erwachsene und 4000 Schulkinder ausmessen.

Allerlei.

Der Sänger im Löwentäfig. Aus Kaiserslautern schreibt man der „Frankfurter Kleinen Presse“: Die Menagerie Wieser, welche ungefähr 14 Tage hier weilte, war während derselben der Schauplatz eines Experiments, das zwar schon hier und da in ähnlicher Form — zu Kellamezungen — angefleht worden ist, aber immerhin interessant genug ist, um verzeichnet zu werden. Der Bariton unseres Stadttheaters, Herr Marsano, hatte gemettet, er werde den Löwentäfig betreten und dort mit dem Besitzer der Menagerie eine Partie Sechsendsechzig spielen und er hat die Wette gewonnen. Gegen 9 Uhr abends wurden sieben Verberlöhnen in den großen Zentralläfig gelassen, dann betreten Herr Marsano, ein hiesiger Wirt, der Menageriebesitzer und sein Schwiegersohn, ein Tierbändiger, den Käfig, nahmen an einem Tische Platz, begannen mit dem Kartenspiel und leerten dazu eine Flasche Wein. Die Bestien sahen dem ungewohnten Schauspiel mit Interesse zu, benahmen sich aber im übrigen sehr manierlich. Das Publikum schaute begeistert Beifall und bereitete dem Theaterdarsteller nach Verlassen der „Löwentäfige“ eine Ovation.

Das Heiraten als Beruf. In Minsk spielte sich kürzlich in einer der Handelsstraßen eine ungewöhnliche Szene ab. Unter dem Rufe: „Haltet ihn, es ist mein Mann!“ klammerte sich eine Frau an einen in schneller Gangart flüchtenden Mann und suchte ihn festzuhalten. Mitleidige Menschen griffen schließlich ein und halfen der unglücklichen Frau, ihren angeblichen Mann zum Rabbiner zu führen. Groß war das Erstaunen des Geisteslichen, als er in dem Manne einen gewissen Preis erkannte, der von 25 Frauen zur „Scheidung“ gesucht wurde. Preis hatte einen originellen Beruf gewählt: er reiste seit zehn Jahren von Stadt zu Stadt und suchte sich Bräute mit einer guten Mitgift. Dann ließ er sich trauen, lebte auch kurze Zeit mit der ihm angetrauten Frau, um eines Tages mit der Mitgift zu verschwinden und in der nächsten Stadt das gleiche Spiel von neuem zu